

Warum Ausländer im Walde?

Von Otto Feucht

Wieder einmal hat eine Welle der Werbung eingesetzt für den Anbau ausländischer Holzarten in unserem Walde, zweifellos gefördert durch den steigenden Besuch deutscher Forstleute in den USA.

Was ist dazu zu sagen? Welches sind die Gründe? Zwei Tatsachen stehen fest: einmal die außerordentliche Artenarmut unserer Wälder im Vergleich mit der klimatisch entsprechenden Zone Nordamerikas. Dort ergeben sich aus diesem Reichtum ganz andere Möglichkeiten als bei uns, für jeden Standort die beste Bestockung, die geeignetste Mischung zu finden. Und zweitens die Tatsache, daß unsere Holzerzeugung im Verhältnis zur Bevölkerungszahl sich durch die Kriego- und Nachkriegsereignisse ungemein verschlechtert hat.

Was liegt also näher als der erneute und nachdrückliche Versuch, durch Einführung fremder Arten eine ähnliche Steigerung der Erzeugung zu erreichen, wie dies in der Landwirtschaft und im Gartenbau längst geglückt ist? Wer könnte sich heute unser Leben ohne Kartoffel und Mais, Bohnen und Tomaten denken, um nur einige wenige Arten zu nennen? Warum sollten sich nicht auch Bäume finden lassen, die in irgendeiner Weise mehr leisten als die heimischen, rascher Holz erzeugen oder wertvolleres, die auch auf Standorten gedeihen, auf denen die heimischen Bäume versagen? Wäre es nicht geradezu Pflichtversäumnis, solche Versuche zu unterlassen, nur, um dem Walde keine fremden, ungewohnten Züge einzusetzen? Haben sich nicht längst in Gärten und Parkanlagen Fremdländer wie Platane oder Roßkastanie so gut eingeführt, daß sie gar nicht mehr als fremd empfunden werden?

Nun waren solche Einbürgerungsversuche im Walde schon seit rund zweihundert Jahren immer wieder zu verzeichnen. Gegen hundert Baumarten aus Nordamerika und ein Dutzend aus Ostasien, also aus den uns klimatisch am ähnlichsten Gebieten, sind in kleinerem oder größerem Umfang versucht worden, aber wie wenig ist davon geblieben! Nur sehr wenig Arten haben sich so gehalten, daß ein Anbau in weiterem Umfang überhaupt Erfolg zu versprechen scheint. Die unabänderlichen natürlichen Gegebenheiten sind nun einmal anders als drüben, und die Möglichkeit, durch menschliche Pflege nachzuhelfen und auszugleichen ist im Walde viel bescheidener als im Park und Garten. Es darf auch nicht vergessen werden, daß der Wald in Mitteleuropa seine besten ertragfähigsten



1. Die Duglasie (Bildmitte) ist kaum als fremd zu erkennen, im Gegensatz zu den Halbzypressen (Lawsonien) zu beiden Seiten.
Aufnahme: Feucht

Standorte mit wenig Ausnahmen längst eingebüßt hat.

Die Ursachen des geringen Erfolges sind verschieden. Zunächst hat man lange Zeit viele Versuche auf gut Glück unternommen, ohne Rücksicht auf die Standortsbedürfnisse, die man ja noch gar nicht kannte. Erst nach vielen Fehlschlägen hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß man Aussicht auf Erfolg nur dann erwarten darf, wenn die Verhältnisse am neuen Standort möglichst genau denen der Heimat entsprechen. Haben wir doch selbst bei heimischen Arten unter den Folgen grober Mißgriffe in der Standortswahl zu leiden, die sich im Walde ja meist viel später herausstellen als etwa auf dem Acker. Wie fragwürdig zum Beispiel der Anbau der Fichte in manchen Gegenden sein kann, haben erst die Trockenjahre seit 1947 richtig deutlich gemacht: die Fichte ist ein Baum des Gebirges, der nicht ohne weiteres überall im Flach-



2. Duglasienzweig mit Zapfen. Man beachte die dreigespitzten Deckschuppen
Aufnahme: Hedda Reidt

land angebaut werden kann, wo er, streng genommen, ein Ausländer ist!

Daß es nicht so einfach ist, einer in sich geschlossenen Lebensgemeinschaft einen fremden Bestandteil einzufügen, das hat uns zuerst die nach Lord Weymouth benannte nordamerikanische Kiefer gezeigt (*Pinus Strobus*), die bei uns durch einen Pilzschädling schwer gefährdet wird. Schon nahezu ein Jahrhundert lang war der Baum in Europa mit bestem Erfolg angebaut worden, als schlagartig die Erkrankung einsetzte, denn der Schädling kam aus Sibirien und sprang im Park von seinem Wirtsbaum auf die Weymouthkiefer über, die ihm nicht gewachsen war. Lange Zeit schien ein weiterer Anbau ganz unmöglich, aber dann ergab sich doch, daß mit der Zeit eine gewisse Widerstandskraft sich herausgebildet hat, zunächst bei einzelnen Bäumen, so daß heute, nach mehr als fünfzig Jahren des Zweifels, wieder Hoffnung erwacht ist.

Ganz ähnlich ist es der viel später ebenfalls aus Nordamerika eingeführten Duglasie (*Pseudotsuga Douglasii*, s. Abb. 1) ergangen, die sich ausgezeichnet bewährt hatte, als jählings Pilzbefall sie bedrohte und ihren Anbau viele Jahre lang hemmte, bis die Gefahr

als gebannt gelten durfte. Der nach dem schottischen Forscher Douglas benannte, wegen des Apfelsinenduftes der Nadeln auch als „Duftfichte“ bezeichnete Baum hat sich bis jetzt als wertvollste Einführung erwiesen, deren Holz („oregon pine“) rascher wächst und fester ist als das unserer Fichte und Tanne, vorausgesetzt, daß die passende „Herkunft“ verwendet wird. Gerade diese Art, die in ihrem weiten Heimatgebiet sehr stark variiert, hat uns besonders deutlich gemacht, wie sehr es darauf ankommt, die richtige „Rasse“ oder „Sorte“ zu ermitteln, die bei uns am besten gedeiht und am widerstandsfähigsten ist.

Neuerdings wird die ebenfalls aus Nordamerika kommende große Küstentanne (*Abies grandis*) ganz besonders empfohlen auf Grund der vor allem in Bayern in 40 Jahren gemachten Erfahrungen. Sie erzeugt mehr Holz als die heimische Tanne und wird weder von der Tannenlaus befallen, noch vom Wild verbissen, worunter unsere Tanne schwer zu leiden hat. Wenn diese Vorzüge auf die Dauer anhalten, wird der Baum zweifellos auch für unsere Heimat Bedeutung erlangen, dem Unkundigen wird er kaum als etwas besonderes auffallen.



3. Wellingtonienzweig mit Zapfen.
Aufnahme: Hedda Reidt



4. 18jährige Roteichen aus Saat. Die Fichten und Forchen links sind gleich alt.
Aufnahme: Feucht

Bleiben wir zunächst beim Nadelholz! Es können hier nicht alle Arten aufgezählt werden, denen wir da und dort auf meist kleinen Versuchsflächen im Walde begegnen, wie etwa die spitznadelige Sitkafichte auf moorigem Boden, oder die Japanlärche, die Murraykiefer und andere Amerikaner, die meist gar nicht als Fremdlinge erkannt werden, oder die aus den Ostalpen stammende Schwarzkiefer, die bei der Aufforstung flachgründiger Ödflächen, besonders auf der Alb, gute Dienste leistet. – Von der dreinadligen *Pechkiefer* (*Pinus rigida*), die vor 80 Jahren aus Irrtum bei uns gepflanzt wurde, sind heute nur noch spärliche Reste vorhanden; man war des Glaubens gewesen, sie liefere das damals hochbegehrte Pitchpine-Holz, das aber von anderen Nordamerikanern stammt, und bei uns nicht gedeiht.

Aber eines Baumes müssen wir hier noch gedenken, weil sein Anbau in Württemberg besondere Beachtung verdient, obwohl er für den Wald bis jetzt keine Bedeutung erlangt hat. Das ist der *Mammutbaum* aus Kalifornien, der auch Wellingtonie oder Riesensequoie heißt (*Sequoia gigantea*) und in seiner Heimat über hundert Meter Höhe und über zehn Meter Durchmesser (in Brusthöhe) erreicht. Denn im Jahre 1865 wurde in der Wilhelma ein Pfund des sehr leichten Samens im Kalthaus ausgesät, und schon im

Jahr darauf kamen gegen 8000 Sämlinge im ganzen Lande zur Verteilung, je zur Hälfte in Parkanlagen und im Walde. So kann man heute, obwohl die meisten Bäumchen dem kalten Winter 1879/80 erlegen sind, noch in 45 Waldteilen ganz verschiedener Klimalage und Standortsgüte Vergleiche anstellen, die zu wertvollen Schlüssen führen, da ja die Einheitlichkeit des Saatguts feststeht. Die Höhe schwankt zwischen 13 und 42 Meter, der Stammdurchmesser zwischen 23 und 210 cm (in 1,3 m). Solche Höchstzahlen, wie sie von keinem unserer heimischen Nadelbäume erreicht werden, beschränken sich freilich auf ausgesucht günstige Orte, wie sie für den Großanbau im Walde nur in seltenen Ausnahmefällen noch zur Verfügung stehen. Die hervorragenden Wuchsleistungen, die wir – das gilt ganz allgemein für alle Holzarten – im Park da und dort bestaunen, lassen sich auf den dem Walde verbliebenen Standorten nur sehr selten erzielen.

Zweifelloos wirkt die Wellingtonie fremd in unserem Walde, im Gegensatz zu den bisher genannten Bäumen. Sie erinnert im Aussehen stark an Lebensbäume und Halbzypressen (*Thuja* und *Chamaecyparis*), die um die Jahrhundertwende auch bei uns im Walde „versucht“ worden sind. Es war dies in der Zeit, da solcher Anbau weniger aus wirtschaftlichen Gründen

als aus ganz anderen Erwägungen angestellt wurde, nämlich in der Absicht, den artenarmen deutschen Wald zu bereichern und zu – „verschönern“. Das ging, dem Geschmack der Zeit entsprechend, soweit, daß man die Fremdlinge vielfach ausdrücklich und aufdringlich an besonders auffallende Stellen gebracht hat. Gegen solche „Verfälschung des Waldbildes“ um Stuttgart richtete sich 1911 ein scharfer Protest der Künstlerschaft unter Führung des Oberbürgermeisters von Gauss¹. Da die Gegengründe nicht durch wirtschaftliche Vorteile entkräftet werden konnten, wurden diese Entgleisungen nicht fortgesetzt. Heute, da die verbliebenen Reste höher gewachsen sind, muß man schon sehr genau aufmerken, um sie im Walde überhaupt zu entdecken.

Aber nun erhebt sich eine Frage: wenn wir Wellingtonien und Lebensbäume („Kirchhofbäume“) im Walde als fremd ablehnen, warum empfinden wir Wacholder oder Eibe nicht ebenfalls als fremd, wenn wir ihnen, heute freilich selten genug, als Waldbaum begegnen? Etwa nur deshalb nicht, weil wir wissen, daß sie heimisch sind und früher viel weiter im Walde verbreitet waren als heute, während wir von den erstgenannten wissen, daß sie Ausländer sind? Hat man etwa auch die *Lärche* als fremd empfunden, als sie vor rund 160 Jahren vom Hochgebirge herab zum ersten Male zu uns kam? Und wie ist es mit der Fichte im Laubwaldgebiet des Unterlands? Stört uns vielleicht weit mehr als der Baum selbst die Art und Weise seines Anbaus, vor allem der streng ausgerichtete Reinbestand, die Monokultur, die uns den Gedanken an Wald und Natur verscheucht? Mit anderen Worten: kann man nicht auch Ausländer von abweichendem Aussehen, als „Gastholzarten“ so „naturnahe“ in den Wald einbauen, daß sie nicht mehr so fremd wirken? Das liegt durchaus in der Linie unserer heutigen waldbaulichen Anschauung. Vorausgesetzt muß natürlich werden, daß sie uns wirtschaftlich oder waldbaulich wertvoll sind, für Spielereien einzelner Liebhaber nur um des fremden Reizes willen ist unser Wald zu schade. Die Anlage kleiner Gehölzsammlungen (Arboreten) für Forschung oder Lehre ist eine Sache für sich, sie fällt nicht ins Gewicht.

Es bleibt noch übrig, von einigen *Laubbäumen* zu sprechen. Da sind zwei Nordamerikaner heute schon weit verbreitet, die Roteiche und die *Robinie*. Die letztere, die meist „*Akazie*“ genannt wird (*Robinia pseudacacia*), ist eine der frühesten Einführungen aus Übersee und hat sich zur Begrünung und Festi-

¹ Vgl. Feucht, Der Wald um Stuttgart, Verlag Kohlhammer 1951.



5. Die Lärche aus den Alpen (links) und die Robinie aus Nordamerika (rechts) sind bei uns gleichermaßen Fremdlinge.

Aufnahme: Feucht

gung von Böschungen, Schutthalden und dergleichen als sehr geeignet erwiesen, zumal auf sandigem Boden in nicht zu kalten Lagen. „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt“ – das gilt für sie und ihr Bild wie für keinen anderen Baum. Kein Zweifel, eine junge Pflanzung mit ihren starren stacheligen Ruten ist nichts weniger als schön; zumal wenn sie, immer wieder zurückgesetzt, immer wieder neu ausschlagen muß, kann sie ungemein abstoßend wirken. Anders der alte Baum im Duft der weißen Trauben seiner Schmetterlingsblüten, die vom Imker so sehr geschätzt werden. Oft wächst der Stamm eigenwillig und krumm, aber im Schluß kann er sich gerade strecken, sein hartes Holz wird sehr gesucht. Auf ärmerem Boden, zumal auf Sand, kann der Baum ein Gewinn sein, denn er reichert den Boden mit Stickstoff an und fördert dadurch andere Arten. Das kann sich freilich auch unerfreulich auswirken, wenn die natürliche Standortsvegetation verdrängt und durch Stickstoffpflanzen, durch Unkraut, ersetzt wird. Andererseits ist eben dadurch die Möglichkeit gegeben, Rohboden

zu besiedeln oder Sandboden festzulegen, also einen Vorwald zu schaffen, der die spätere Anzucht anderer Holzarten erleichtert. Immerhin dürfte die Ausbreitung zu diesem Zweck innerhalb des Waldes bei uns keine große Ausdehnung annehmen, da sich gezeigt hat, daß sich in den in Frage kommenden Lagen auch mit Erlen überraschend gute Erfolge erzielen lassen.

Um so mehr ist von der *Roteiche* zu erwarten, die bei uns nahezu ausschließlich durch die nordische Art (*Quercus borealis*) vertreten wird. Einer der ältesten Bäume in Europa steht, ebenso wie von der Weymouthskiefer, in Hohenheim. Der Name bezieht sich auf die leuchtend rote Herbstfärbung, die aber nicht bei allen Herkünften zum Ausdruck gelangt. Rinde und Blatt, auch das Holz, haben wenig Ähnlichkeit mit den deutschen Eichen (vgl. Titelbild), da sie aber, etwa in Mischung mit Eiche und Buche, auf vielen Standorten erheblich mehr leistet, so ist sie zweifellos eine der wichtigsten Einführungen. Die Herbstfärbung erscheint uns nur deshalb fremd, weil wir das ganz ähnliche Rot der Wildkirsche und Elsbeere aus unserem Walde nahezu verdrängt haben. Weitere Nordamerikaner, wie *Weißesche* und *weiße Hickory*, auch die neuerdings im Schwarzwald häufiger verwendete *späte Traubenkirsche*, treten so wenig in Erscheinung, fallen so wenig auf, daß sie hier übergangen werden können, ebenso wie die südeuropäische *Zerreiche*, die sich, zum Teil unabsichtlich eingeschleppt, da und dort im Unterland findet. Die auch aus dem Süden kommende *Eßkastanie* hat sich längst eine Art Heimatrecht im Weinbaugebiet erworben, spielt aber im Walde in Württemberg keine große Rolle.

Aber von den *Pappeln* muß noch gesprochen werden, für die heute mächtig Propaganda gemacht wird. Pappeln im Walde? Eine starke Wandlung hat sich vollzogen. Das raschwachsende, weiche Holz unserer Schwarz- und Zitterpappeln ist noch vor einem Menschenalter oft kaum verwertbar gewesen. Jetzt aber ruft die Zellstoffindustrie nach Pappelholz, das mit Hilfe neuer Züchtungen schon nach wenigen Jahren erzeugt werden kann. Es geht dabei nicht um unsere alten Pappelarten, auch nicht um die aus dem Süden

bei uns verbreitete Spitzpappel (Pyramidenpappel), sondern in erster Linie um nordamerikanische Arten und Kreuzungen solcher mit unserer Schwarzpappel, wie sie als „Kanadische Pappeln“ zum Teil schon lange in unseren Flußniederungen und Parkanlagen stehen, daneben kommen auch Ostasien in Betracht. Da die Arten außerordentlich variieren, sich leicht kreuzen und auch vegetativ, durch Ableger, vermehren lassen, so sind durch planmäßige Auslese in den letzten Jahrzehnten allerlei Formen und Herkünfte herangezogen worden, die sich für die verschiedensten Standorte eignen, sie werden unter dem Namen „*Populus euramericana*“ zusammengefaßt. An dieser Arbeit ist der Pappelzuchtgarten unserer Württembergischen Forstlichen Versuchsanstalt im Härdtle bei Weil im Dorf (Dr. Schlenker) hervorragend beteiligt.

Wenn auch das Hauptgewicht im Anbau dieser breitenkronigen Pappeln außerhalb des Waldes liegt, so begegnen wir ihnen doch neuerdings auch vielfach im Walde, sofern wir sie überhaupt beachten und erkennen. Wenn es gelänge, Sorten zu finden für unsere ärmsten Waldböden und für trockene Lagen, so könnte daraus ein erheblicher Gewinn entspringen, der bleiben würde, auch wenn die derzeitige Pappelmode einmal abgeflaut sein wird.

Vielleicht gibt aber der Erfolg der Pappelzüchtung den Ansporn, auch unsere eigenen Waldbäume mit gleicher Sorgfalt nach Sorten und „Stämmen“ auszuwählen und zu züchten, Ansätze dazu sind schon zu verzeichnen. Das ist freilich eine Arbeit, die sich bei den allermeisten Bäumen erst in sehr ferner Zeit wird auswirken können. Aber es ist leider sehr wenig wahrscheinlich, daß wir, daß unsere Nachkommen einmal werden auf das Holz unserer Wälder verzichten können, daß es gelingen wird, den Wald ganz seiner eigentlichen, naturbedingten Aufgabe zu überlassen, als Wahrer des Bodens und der Gewässer, als Schützer von Volk und Land! Auch die Rohstofflieferung aus dem Walde wird immer lebenswichtig für uns bleiben und darum wird auch die Frage der Erzeugungssteigerung durch ausländische Arten immer wieder neu geprüft werden müssen.

Seerose

Wer senkte einst dein Samenkorn
ins tiefe, schwarze Moor,
wie fandest, weise Rose du,
zum Sonnenlicht empor?

Wer faltet deine Blüte sacht
im Abenddämmerchein,
daß sie in stiller, tiefer Nacht
ruht in dem Blätterschrein?

Gertrud Höfer